

Regenbogenfamilien

Andrea Buschner und Pia Bergold

Inhalt

1 Die historische und aktuelle Entwicklung von Regenbogenfamilien	2
2 Ausgewählte Forschungsfelder zu Regenbogenfamilien und theoretische Bezüge	6
3 Fazit und Ausblick	14
Literatur	15

Zusammenfassung

Regenbogenfamilien stellen eine relativ seltene, aber dennoch vielfältige Familienform dar. Gleichgeschlechtliche Paare leben mit ihren Kindern u. a. in Stieffamilien, Queerfamilien, Inseminationsfamilien, Adoptiv- und Pflegefamilien. Diese Familienformen entsprechen aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte, ihrer Zusammensetzung und ihres Familienalltags häufig nicht dem traditionellen und heteronormativ geprägten Bild einer klassischen Kernfamilie. Der sozialen Elternschaft kommt in Regenbogenfamilien eine besondere Bedeutung zu, da die Akteure Familie oft jenseits von rechtlichen Regelungen oder bio-genetischen Zuordnungen leben. Kinder in Regenbogenfamilien unterscheiden sich nicht systematisch von Kindern aus anderen Familienformen, wenn es um deren Entwicklung und Wohlbefinden geht.

Schlüsselwörter

Gleichgeschlechtliche Familien · Multiple Elternschaft · Herstellungsleistung · Psychische Anpassung · Diskriminierung

A. Buschner (✉)

Bayerisches Landesamt für Statistik, Fürth, Deutschland

E-Mail: andrea.buschner@gmx.net

P. Bergold

Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg, Bamberg, Deutschland

E-Mail: pia.bergold@ifb.uni-bamberg.de

1 Die historische und aktuelle Entwicklung von Regenbogenfamilien

1.1 Regenbogenfamilien auf dem Weg zur rechtlichen Gleichstellung

Unter Regenbogenfamilien werden Eltern (Einzelpersonen, Paare, im Fall von Queerfamilien¹ mehrere Personen) mit einem oder mehreren Kindern verstanden, die in gleichgeschlechtlichen Beziehungen leben. Dieser Begriff soll im vorliegenden Beitrag als ein Synonym für Familien mit gleichgeschlechtlichen (lesbischen oder schwulen) Elternteilen dienen. Lesbische und schwule Paare mit und ohne Kinder haben in den letzten drei Jahrzehnten beharrlich für die Gleichstellung mit verschiedengeschlechtlichen Partnerschaften und Familien gekämpft. Die endgültige Abschaffung des § 175 (StGB) 1994, eine Liberalisierung der Einstellung gegenüber Homosexualität in der Bevölkerung, die Schaffung des Rechtsinstituts der Eingetragenen Lebenspartnerschaft (LPartG 2001), dessen kontinuierliche Anpassung an die Ehe (z. B. 2005: Stiefkindadoption; 2013: Ehegattensplitting; 2014: Sukzessivadoption) sowie die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare im Oktober 2017 stellen die wichtigsten Etappen auf dem Weg zur Gleichstellung dar.

Trotz der Öffnung der Ehe besteht bis heute ein rechtlicher Unterschied zwischen Kindern aus Regenbogenfamilien und Familien mit verschiedengeschlechtlichen Eltern im Hinblick auf das Abstammungsrecht und die rechtliche Absicherung der Kinder. Kinder, die in verschiedengeschlechtlichen Ehen geboren werden, verfügen von Geburt an über zwei rechtliche Elternteile und zwar auch dann, wenn sie mittels einer Fremd-Samenspende gezeugt wurden. Leben Mutter und Vater in einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft, so können die Vaterschaftsanerkennung sowie die gemeinsame Sorge bereits vor der Geburt des Kindes geregelt werden. Somit haben auch diese Kinder zum Zeitpunkt der Geburt zwei rechtliche Elternteile. Im Gegensatz dazu ist in lesbischen Inseminationsfamilien zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes nur jene Mutter rechtlicher Elternteil, die das Kind geboren hat. Bis heute müssen Lebenspartner(innen) und seit Oktober 2017 auch gleichgeschlechtliche Ehepartner(innen) das leibliche Kind ihres Partners/ihrer Partnerin adoptieren (Stiefkindadoption), um eine tatsächlich bestehende Eltern-Kind-Beziehung rechtlich abzusichern.

1.2 Wege in die Elternschaft – Kinderwunsch, Elternschaftskonzept und Umsetzung des Kinderwunschs

Befragungen aus Deutschland sowie aus anderen Ländern Europas und Nordamerikas zeigen, dass sich lesbische Frauen und schwule Männer Kinder wünschen

¹Sogenannte Queerfamilien setzen sich aus einer lesbischen Frau oder einem Frauenpaar und einem Männerpaar bzw. einem schwulen Mann zusammen.

(Haag 2016; Gato et al. 2017) – wenn auch etwas seltener als heterosexuelle Männer und Frauen (Riskind und Patterson 2010). Laut einer Studie zu „Gleichgeschlechtlichen Lebensweisen in Deutschland“ aus dem Jahr 2010 gaben 41,9 % der lesbischen Frauen und 36,4 % der schwulen Männer an, sich Kinder zu wünschen (Haag 2016, S. 60). Wer letztlich als Elternteil eines Kindes angesehen wird, ob sich diese Definition auf der genetischen Abstammung begründet, durch den rechtlichen Status festgelegt wird oder sich aus der alltäglichen Übernahme von elterlichen Aufgaben und Pflichten ergibt, definiert jede Familie für sich. Darüber hinaus beinhaltet dieses zugrunde liegende Elternschaftskonzept nicht nur die Frage nach dem wer, sondern auch die Idee darüber, welche Rollen, Aufgaben und Verantwortlichkeiten die beteiligten Personen im Leben des Kindes übernehmen. Hinsichtlich des Elternschaftskonzepts und der gewünschten Erziehungsbeteiligung aller Akteure zeigen sich deutliche Geschlechtsunterschiede. Ein Vergleich macht deutlich, dass sich Männer am häufigsten – auch in höherem Maße als Frauen – ein gleichberechtigtes Elternschaftsmodell vorstellen (50,6 % vs. 46,8 %), bei welchem die Erziehung des Kindes gemeinsam mit der biologischen Mutter (und ggf. deren Partnerin) übernommen wird. Im Gegensatz dazu bevorzugen Frauen häufiger als Männer ein Modell, bei welchem hauptsächlich sie bzw. ausschließlich sie als Elternfigur für das Kind fungieren (51,5 % vs. 30,7 %) (Haag 2016, S. 177). Es scheint plausibel, dass die Beantwortung der Frage nach der gewünschten Erziehungsbeteiligung der Akteure gerade für Männer nicht unabhängig von den Realisierungswahrscheinlichkeiten erfolgt.

Die Realisierung des Kinderwunsches und damit die Umsetzung des Elternschaftskonzepts sind für gleichgeschlechtliche Paare schwieriger. Es handelt sich um einen langwierigen Prozess mit verschiedenen Entscheidungen. Die Entscheidung über die biologische Mutterschaft hat weitreichende Folgen für beide Frauen, da die austragende Mutter nach der Geburt alle Aspekte der Elternschaft (biogenetisch, rechtlich, sozial) in sich vereint, während ihre Partnerin zunächst *nur* soziale Mutter ist. Mögliche Gründe für die Übernahme der biologischen Mutterschaft sind der größere Wunsch, eine Schwangerschaft und die Geburt eines Kindes körperlich zu erleben oder genetisch mit dem Kind verbunden zu sein. Darüber hinaus können auch biologische Faktoren wie die Fertilität und das Lebensalter der Partnerinnen bestimmend sein. Ängste vor der Geburt oder vor körperlichen Veränderungen stellen Argumente gegen eine biologische Mutterschaft dar (Bergold et al. 2015).

Zudem müssen sich die Partnerinnen über die Form der Samenspende verständigen. Grundsätzlich besteht die Möglichkeit, Spendersamen über eine Samenbank zu erhalten oder sich privat einen Spender zu suchen. Die gewählte Form der Samenspende wird sehr stark von dem zugrunde liegenden Elternschaftskonzept beeinflusst (Buschner 2013). Manche Frauenpaare hegen beispielsweise die Befürchtung, die Existenz eines aktiven dritten Elternteils könne die Position der sozialen Mutter im Familiengefüge gefährden (Somers et al. 2017). Eine in diesen Fällen intendierte Elternschaft zu zweit kann am ehesten durch eine Samenspende über eine Samenbank oder ein reproduktionsmedizinisches Zentrum ermöglicht werden. Ein weiterer Grund für die Nutzung einer Samenbank kann die medizinische Unbedenklichkeit

des Spermas im Hinblick auf bestimmte Erkrankungen und die Möglichkeit einer Familienanamnese sein. Argumente dagegen sind z. B. die als zu technisch und kühl empfundenen Durchführungsmodalitäten, eine eventuell große Anzahl an Halbgeschwistern und eine mögliche negative Außendarstellung (Bergold et al. 2015). Gründe, die für die Wahl eines bekannten Sponsors sprechen, sind die Chance des Kindes, die Identität des Sponsors zu erfahren, Kontakt mit diesem aufnehmen zu können und möglicherweise eine aktive Vaterfigur zu haben (Herrmann-Green und Herrmann-Green 2008; Bergold et al. 2015). Unabhängig von der Wahl des Sponsors müssen sich die Paare darüber verständigen, wie sie mit dem Recht des Kindes auf Kenntnis seiner Herkunft umgehen wollen. Die Abwesenheit eines Vaters bedingt, dass Kinder meist bereits im Kindesalter Fragen zu ihrer Biografie stellen und in der Folge früh über ihre Herkunft informiert sind (Jadva et al. 2009; Beeson et al. 2011; Rupp und Dürnberger 2009).

Bei all diesen Abwägungen und Überlegungen ist zu beachten, dass die einzelnen Familienmitglieder – im späteren Verlauf auch das Kind – zu unterschiedlichen Zeitpunkten über unterschiedliche Sichtweisen darüber verfügen können, wer zur Familie gehört und welche Rolle er/sie einnimmt (Buschner 2013; Bergold et al. 2015; Goldberg und Gartrell 2014; Tasker und Granville 2010; van Parys et al. 2016).

1.3 Empirische Vielfalt an Regenbogenfamilien

Die Regenbogenfamilie in Deutschland gibt es nicht. Befunde der Studie ‚Die Lebenssituation von Kindern in Eingetragenen Lebenspartnerschaften‘ (BMJ-Studie; Rupp 2009) machen deutlich, dass gleichgeschlechtliche Familien nach ihrer Entstehungsgeschichte und ihrer Familienzusammensetzung differenziert werden sollten ($n = 767$ Regenbogenfamilien mit mindestens einem minderjährigen Kind, Buschner 2014). Einen kleinen Teil machen Adoptivfamilien ($n = 15$) aus, in denen ein(e) Partner(in) das Kind in einer Fremdadoption angenommen hat. Die Sukzessivadoption, wie sie vom BVerfG am 19.02.2013 als zulässig erklärt wurde (vgl. FPR 2013, 278 = NJW 2013, 847), war zum Erhebungszeitpunkt nicht möglich. Daher ist in den hier betrachteten Adoptivfamilien lediglich ein(e) PartnerIn rechtlicher Elternteil des Kindes. Pflegefamilien stellen eine ähnlich kleine Gruppe dar ($n = 39$) und setzen sich aus einem oder zwei pflegeberechtigten Elternteil(en) zusammen. Die überwiegende Mehrheit der Regenbogenfamilien (91,8 %) bilden Paare mit leiblichen Kindern ($n = 704$), die sich in zwei große Gruppen unterteilen lassen. Zum einen existieren gleichgeschlechtliche Stieffamilien, deren Kind aus einer vorherigen heterosexuellen Partnerschaft stammt ($n = 346$). Zum anderen sind geplante gleichgeschlechtliche Familien – meist lesbische Inseminationsfamilien – zu nennen, deren Kind in der aktuellen Partnerschaft geboren wurde ($n = 326$). In 41 Familien stammen die Kinder aus früheren homosexuellen Beziehungen, sind außerhalb einer festen Partnerschaft geboren worden oder es fehlen (gültige) Angaben der Eltern zur Herkunft ihrer Kinder (Buschner 2014) (Abb. 1). Auffallend ist, dass Regenbogenfamilien zum überwiegenden Teil Mütterfamilien sind (>90 %), was auch ein möglicher Grund für die

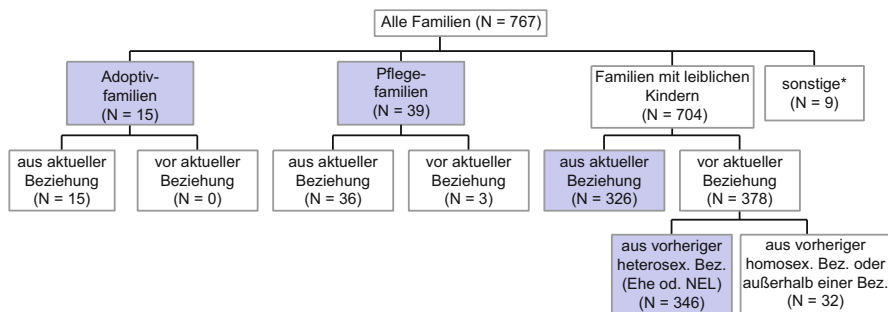


Abb. 1 Vielfalt an Regenbogenfamilien. (Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an Buschner (2014, S. 80); *Bei $n = 4$ Familien gab der/die Befragte an, beide Partner(innen) wären leiblicher Elternteil des betreffenden Kindes. Weitere $n = 4$ Kinder haben weder zum/zur Befragten noch zu dessen/deren Partner(in) ein rechtliches Verhältnis. In einem Fall werden beide Elternteile als Adoptiveltern bezeichnet.)

unzureichende Forschungslage zu schwulen Vätern sein kann. Einen Überblick zur Forschung über schwule Väter bietet der Beitrag von Carneiro et al. (2017).

Kinder in gleichgeschlechtlichen Stieffamilien stammen aus einer früheren (heterosexuellen) Beziehung und leben aktuell mit einem ihrer Elternteile und dessen neuer Partnerin/neuem Partner zusammen. Anders als Kinder, die in eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft geboren wurden, weisen diese eine Familienbiografie mit verschiedenen familialen Übergängen auf. Je nach Alter der Kinder haben diese das Coming-out des leiblichen Elternteils, die Trennung der leiblichen Eltern, das Eingehen der neuen lesbischen oder schwulen Beziehung und die Haushaltsgründung der Stieffamilie bewusst miterlebt und mussten sich auf die jeweiligen Veränderungen einstellen. Das bedeutendste familiäre Ereignis ist jedoch für viele Kinder die Trennung vom anderen leiblichen Elternteil, die laut der BMJ-Studie 61,6 % der Kinder aus gleichgeschlechtlichen Stieffamilien bewusst miterlebt haben (Bergold und Buschner 2017; Tasker 2013).

1.4 Quantifizierung von Regenbogenfamilien

Welche Formen von Regenbogenfamilien – auch über Haushaltsgrenzen hinweg – in welcher Häufigkeit in Deutschland tatsächlich existieren, lässt sich auf Basis der aktuellen Datenlage nur schwer abschätzen. Laut Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes leben 2018 etwa 131.000 schwule und lesbische Paare in einem gemeinsamen Haushalt (Statistisches Bundesamt 2019), wobei nur ein Bruchteil dieser Partnerschaften ($n \approx 13.000$; 9,9 %) auch mit mindestens einem ledigen Kind – unabhängig von dessen Alter – zusammen lebt (Statistisches Bundesamt 2019, S. 77–78). Im Gegensatz dazu bilden etwa 8,84 Millionen verschiedengeschlechtliche Ehepaare und nichteheliche Lebensgemeinschaften mit ledigen Kindern sowie rund 2,58 Millionen Alleinerziehende mit ihren Kindern einen Familienhaushalt (Statistisches Bundesamt 2019, S. 77). Aus Kindersicht leben 2018 etwa 18.000 Kinder mit einem

gleichgeschlechtlichen Elternpaar zusammen (0,10 % aller ledigen Kinder in Deutschland) (Statistisches Bundesamt 2019, S. 142). Bisherige Erkenntnisse lassen vermuten, dass die Zahl an Regenbogenfamilien unterschätzt wird. Zum einen schließt die amtliche Statistik durch die Haushaltserhebung systematisch Lebensformen, wie lesbische oder schwule Alleinerziehende oder vom Kind getrenntlebende schwule Väter oder lesbische Mütter aus. Zum anderen wird bezweifelt, dass das Fragekonzept eine zuverlässige Schätzung der Zahl ermöglicht.² Was aber als gesichert gilt ist, dass die Zahl an gleichgeschlechtlichen Paaren mit und ohne Kinder in den letzten Jahren gestiegen ist.

2 Ausgewählte Forschungsfelder zu Regenbogenfamilien und theoretische Bezüge

2.1 Familie als Herstellungsleistung in Regenbogenfamilien

Durch Prozesse der Ent-Traditionalisierung, der Individualisierung und durch den Wandel hin zu einer postfordistischen Gesellschaft sind die Rahmenbedingungen für die Gestaltung des Familienlebens in den letzten Jahrzehnten komplexer geworden. Weder die Familiengründung noch das alltägliche Zusammenleben oder die Kontinuität von Familie können heute als gegeben betrachtet werden (Jurczyk 2014).

Es findet eine Entgrenzung der Erwerbsarbeit statt. Diese spiegelt sich beispielsweise in einer Zunahme an atypischen und prekären Arbeitsverhältnissen, einer Flexibilisierung von Arbeitszeiten und einer gestiegenen zeitlichen und räumlichen Mobilität wider (Jurczyk et al. 2009; Jurczyk 2014). Gemeinsame Familienzeiten ergeben sich nicht mehr selbstverständlich, sondern müssen aktiv hergestellt werden. Gleichzeitig hat sich das Verständnis von Familie verändert. Die Institution Ehe hat ihre Verbindlichkeit als soziale Norm verloren, was sich an einer rückläufigen Heiratsneigung, an hohen Scheidungsraten und einer wachsenden Zahl an unehelichen Kindern zeigt (Peuckert 2012). Familiengründung passiert auch jenseits von Liebesbeziehungen in sogenannten *Co-Parenting* Arrangements. Zudem existiert eine steigende Zahl an Familien, die sich über Haushaltsgrenzen hinweg erstrecken (Finch 2007; Jurczyk 2014). Die Folge dieser Entwicklungen ist eine strukturelle Überforderung der Familienmitglieder, die nur durch individuelle Praktiken und Abgrenzung („Doing Boundary“) gelöst werden kann (Jurczyk 2014). Familie begründet sich nicht mehr allein durch Abstammung, sondern muss in alltäglicher Interaktion und Kommunikation – durch ein „Doing Family“ (Jurczyk 2014) – immer wieder aufs Neue hergestellt werden. Dadurch rückt die bio-genetische Elternschaft zugunsten einer stärkeren Betonung der sozialen Elternschaft in den Hintergrund. Im Rahmen des Doing-Family Ansatzes können drei Grundformen des

²Eine nähere Beschreibung der Schwierigkeiten bei der Quantifizierung von Regenbogenfamilien in Deutschland mittels Fragekonzept und Schätzverfahren sind zu finden bei Buschner und Bergold (2017).

Handelns zur Herstellung von Familie unterschieden werden, die auch im Alltag von Regenbogenfamilien eine wichtige Rolle spielen – das Balancemanagement, die Konstruktion von Gemeinsamkeit und das Displaying Family.

Das Balancemanagement „umfasst vielfältige organisatorische, logistische Abstimmungsleistungen der Familienmitglieder, um Familie im Alltag praktisch lebbar zu machen“ (Jurczyk 2014, S. 61). Familien stehen vor der Herausforderung, gemeinsame Zeit aller Familienmitglieder vor dem Hintergrund getrennter Lebensbereiche, unterschiedlicher Zeitstrukturen und individueller Interessen zu erreichen. Auch sind Emotionen, Einstellungen und Bedürfnisse abzustimmen sowie Macht und Status innerhalb der Familie auszubalancieren (Buschner und Bergold 2017). Gerade die rechtliche Disbalance zwischen leiblichem und sozialem Elternteil führt in manchen gleichgeschlechtlichen Beziehungen dazu, dass ein Macht- und Statusungleichgewicht zwischen den Elternteilen wahrgenommen wird.

Die zweite Grundform des Handelns zielt auf die Konstruktion von Gemeinsamkeiten ab. Diese beinhaltet Handlungsabläufe, in denen in Interaktion mit anderen Personen „Familie als sinnhaftes gemeinschaftliches Ganzes“ (Jurczyk 2014, S. 61) hergestellt wird, indem bewusste „Prozesse der Inklusion und Exklusion“ erfolgen (Jurczyk 2014, S. 62). Da gleichgeschlechtliche Paare bei der Familiengründung in der Regel auf die Hilfe signifikanter Dritter angewiesen sind, stehen diese Partnerschaften fast immer vor der Herausforderung, sich über die Inklusion und Exklusion dieser Personen zu verständigen. Zum anderen kann durch das Herstellen von Intimität im alltäglichen Miteinander ein familiales Wir-Gefühl auch zwischen rechtlich und/oder genetisch nicht verwandten Familienmitgliedern erzeugt werden. Familie ist, wer für Familienmitglieder typische Verhaltensweisen zeigt – auch jenseits von rechtlichen Regelungen (Bennett 2003). Dies deutet auf die große Bedeutung der sozialen Konstruktion von Familie in Regenbogenfamilien hin (Dalton und Bielby 2000).

Beim Displaying Family (Finch 2007) geht es um die Darstellung der Familie nach außen. Die bewusste Botschaft ‚Wir sind Familie‘ ist nach Jurczyk (2014) vor allem für jene Familien bedeutsam, die nicht dem gängigen Bild der heterosexuell verheirateten Kernfamilie entsprechen. Um nach außen als Familie wahrgenommen zu werden und die eigene Lebensform zu legitimieren (Suter et al. 2008), nutzen Paare und Familien im Sinne des symbolischen Interaktionismus (Blumer 1969) die in ihrem Kulturkreis verankerten Symbole für Verbundenheit und Zusammengehörigkeit. So haben bereits vor der Öffnung der Ehe viele gleichgeschlechtliche Paare die aus einer Ehe bekannten Symbole gewählt, indem sie beispielsweise die Eingetragene Lebenspartnerschaft entsprechend gefeiert und als Zeichen ihrer Verbundenheit Ringe getauscht haben. Auch die Wahl eines gemeinsamen Nachnamens kennzeichnet die Zusammengehörigkeit nach außen und dient der Herstellung einer Familienidentität (Suter et al. 2008): „Mothers believed last names legitimated their family form, in part, because shared last names signal family“ (Suter et al. 2008, S. 8). Mit einer bewussten Verwendung von Sprache, d. h. mit der Nutzung von ganz spezifischen Begrifflichkeiten, werden Rollen und Beziehungen innerhalb einer Familie definiert (Brown und Perlesz 2008; Colonna 2013). Indem die eine Mutter z. B. ‚Mama‘ und die andere Mutter ‚Mami‘ genannt wird, machen die Akteure

deutlich, dass nicht zwischen leiblichen und sozialen Elternteilen unterschieden wird (Herrmann-Green und Herrmann-Green 2008). In den meisten Fällen weiß das Umfeld über die sexuelle Orientierung der Eltern Bescheid (Rupp und Dürnberger 2009). Trotz aller Offenheit wägen Paare immer wieder ab, wem gegenüber sie sich als Regenbogenfamilie zu erkennen geben (Lynch und Murray 2000; Perlesz et al. 2006). Einerseits haben sie das Bedürfnis, als Familie Normalität zu leben, andererseits müssen sie stets mögliche negative Konsequenzen des Displaying Family für ihre Kinder und sich selbst abwägen.

2.2 Familiäre Rollen und Beziehungen in Regenbogenfamilien

Viele Handlungsabläufe im Familienalltag geschehen wie selbstverständlich. Dies ist möglich, weil Menschen in einer Welt agieren, in der ihnen Rollen, Handlungsmuster und Normen, Skripte und Schemata, Regelmäßigkeiten und Typisierungen als Orientierungshilfen dienen. Soziale Rollen stellen nach Dahrendorf (1965) Komplexe von Verhaltenserwartungen und -vorschriften dar, die mit einem gewissen Verbindlichkeitsanspruch einhergehen und derer sich der Inhaber einer Rolle nicht ohne Sanktionen entziehen kann. Das Wissen über diese Erwartbarkeiten in Bezug auf die verschiedensten Rollen ist (sub-)kulturspezifisch und wird im Laufe der Sozialisation erworben. Schemata oder Skripte sind Wissensstrukturen über mögliche Reaktionsbündel und werden auf bestimmte Reize hin – also bekannte Symbole und Zeichen (sog. ‚cues‘) – ausgelöst (Esser 1990).

Derartige Routinehandlungen laufen nur dann reibungslos ab, wenn die in einer Situation wahrgenommenen Symbole einem bekannten Muster entsprechen. Weichen diese Symbole von der Norm ab, greifen bekannte Skripte nicht mehr und Routinehandlungen können nicht mehr automatisch ausgeführt werden. Cherlin (1978) beschreibt dies anhand von Stieffamilien, wobei seine Befunde auf Regenbogenfamilien übertragbar sind: „Family members, especially those in first marriages, rely on a wide range of habitualized behaviors to assist them in solving the common problems of family life. We take these behavioral patterns for granted until their absence forces us to create solutions on our own. Only then do we see the continuing importance of institutionalized patterns of family behavior for maintaining family unity“ (Cherlin 1978, S. 636–637).

Aufgrund der ‚incomplete institutionalization‘ (Cherlin 1978), die auch bei Regenbogenfamilien vorliegt, gibt es für verschiedene Positionen innerhalb der Familie wie die des Gametenspenders/der Gametenspenderin, der Leihmutter, des sozialen (Co-) Elternteils oder des getrennt lebenden leiblichen Elternteils keine tradierten Handlungserwartungen. Die Notwendigkeit, Rollen je nach Elternschaftskonzept zu definieren, kann jedoch nicht nur als Bürde gesehen werden. Vielmehr bietet das Fehlen von Rollenvorgaben und Handlungserwartungen auch gewisse Freiräume bei der Übernahme von Rollen innerhalb einer Familie (Cherlin 1978; Hayman und Wilkes 2017). Ob der Erzeuger des Kindes letztlich die Rolle eines *Vaters* einnimmt oder nur als *Samenspender* fungiert, hängt von den Elternschaftskonzepten der beteiligten Personen sowie von der tatsächlichen Erziehungsbeteili-

gung des Mannes ab (Bergold et al. 2015; Buschner 2013). Auch die Rollen der nicht-leiblichen Elternteile sind in der Regenbogenfamilie nicht klar definiert. Wichtige Aspekte sind hier das Ausmaß der Erziehungsverantwortung sowie die Beteiligung an alltäglichen kindbezogenen Tätigkeiten. Nach Daten der BMJ-Studie beteiligt sich der Großteil (73,9 %) der sozialen Elternteile in gleichem Maße an der Erziehung wie der leibliche Elternteil, wobei dies stark zwischen Stieffamilien und geplanten Familien variiert (Buschner 2015). Ein Vergleich mit heterosexuellen Paarfamilien lässt vermuten, dass Väter seltener in gleichem Maße wie ihre Partnerinnen Erziehungsverantwortung übernehmen als Co-Elternteile in Regenbogenfamilien (Walter und Künzler 2002; Craig 2006). Das hohe Erziehungsengagement der sozialen Mutter in Regenbogenfamilien wird in verschiedenen Studien als Grund dafür angesehen, dass das Verhältnis und die Beziehungsqualität zwischen der sozialen Mutter und dem Kind ähnlich gut ist wie die zur biologischen Mutter (Vanfraussen et al. 2003a; Brewaeys et al. 1997). In welchem Umfang der soziale Elternteil in Stieffamilien Erziehungsverantwortung übernimmt, hängt weniger von rechtlichen Regelungen (rechtliche Elternschaft, Sorgerecht, „kleines Sorgerecht“) als vielmehr von der Erziehungsbeteiligung des getrennt lebenden externen Elternteils ab (Buschner 2015). Bringt sich dieser in gleichem Maße wie der andere leibliche Elternteil in die Erziehung des Kindes ein, so geht dies mit einer geringeren Beteiligung des sozialen Elternteils in der gleichgeschlechtlichen Stieffamilie einher. Die neuen gleichgeschlechtlichen Partner(innen) spielen demnach vor allem dann bei der Erziehung des Kindes eine wichtige Rolle, wenn sich der extern lebende leibliche Elternteil zurückgezogen hat. Einschränkend sei darauf hingewiesen, dass die Richtung der Kausalität hier nicht geklärt ist.

Aufgrund fehlender Rollenkonzepte verfügen gleichgeschlechtliche Eltern über einen größeren Gestaltungsspielraum und können die Tätigkeiten flexibler wahrnehmen (Buschner 2014; Perlesz et al. 2010). Bisherige Forschungsarbeiten deuten darauf hin, dass in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften eine relativ egalitäre Arbeitsteilung vorliegt (Perlesz et al. 2010; Buschner 2014; Sullivan 1996). Andere Studien machen dagegen einen Unterschied im elterlichen Engagement der sozialen und leiblichen Elternteile aus (Ciano-Boyce und Shelley-Sireci 2002; Downing und Goldberg 2011; Goldberg und Perry-Jenkins 2007). Vor allem in der frühen Familienphase findet laut dieser Studien eine Spezialisierung der leiblichen Mutter auf den familiären Bereich und der sozialen Mutter auf die Erwerbstätigkeit statt (Goldberg und Perry-Jenkins 2007; Buschner 2014).

In gleichgeschlechtlichen Stieffamilien ist zudem die Beziehung des Kindes zum getrenntlebenden leiblichen Elternteil zu gestalten. Neben der Erziehungsverantwortung schließt dies auch den Kontakt des Kindes zu seinem leiblichen Vater/seiner leiblichen Mutter mit ein. Nach der BMJ-Studie hat ein großer Teil der Kinder (75,5 %) Kontakt zu seinem außerhalb lebenden leiblichen Elternteil, wobei dies stark positiv mit der elterlichen Sorge korreliert. Besteht Kontakt, so sehen 28,6 % der Kinder ihren extern lebenden Elternteil mehrmals pro Woche oder sogar täglich, weitere 35,7 % der Kinder haben alle 14 Tage Umgang mit ihrem Vater/ihrer Mutter. 35,7 % der Kinder sehen den externen Elternteil einmal im Monat oder seltener (Bergold und Buschner 2017).

2.3 Die Entwicklung der Kinder in Regenbogenfamilien

In der öffentlichen Diskussion um die Entwicklung von Kindern aus Regenbogenfamilien wird die sexuelle Orientierung der Eltern oft als das zentrale Merkmal gesehen. Allerdings sind Regenbogenfamilien in ihrer Entstehungsgeschichte, Zusammensetzung und Gestaltung ihres Familienlebens sehr vielfältig, womit unterschiedliche Entwicklungsbedingungen verknüpft sind. Gleichzeitig ist aus der Forschung bekannt, dass es eine Vielzahl an sozioökonomischen und familiären Bedingungen gibt, die in positiver wie negativer Hinsicht Einfluss auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen nehmen (Golombok 2015, S. 1–31).

2.3.1 Psychische Anpassung und Problemverhalten von Kindern in Regenbogenfamilien

Während sich die Forschung in den 1970er- und 1980er-Jahren auf Mütter konzentrierte, die nach einer Trennung oder Scheidung von ihrem heterosexuellen Partner ihr Coming-out hatten (Tasker 2013), verlagerte sich der Fokus durch die Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin ab den 1990er-Jahren auf geplante – in der Regel – lesbische Familien. Inzwischen sind zahlreiche Studien erschienen, die Kinder und Jugendliche aus Regenbogenfamilien mit denen aus heterosexuellen Familien hinsichtlich ihrer psychischen Anpassung vergleichen. Forschungsbedarf besteht bis heute im Hinblick auf schwule und lesbische Adoptiv- und Pflegefamilien, schwule Familien mit Leihmüttern und Queerfamilien.

Um die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen abzubilden, wurden verschiedene Merkmale untersucht, wobei die folgenden Studien belegen, dass keine Unterschiede in der Entwicklung der Heranwachsenden aus gleichgeschlechtlichen Familien und ihrer heterosexuellen Vergleichsgruppen bestehen. Untersucht sind emotionale Auffälligkeiten und Verhaltensprobleme (Brewaeyts et al. 1997; Vanfraussen et al. 2002), psychische Störungen (Kirkpatrick et al. 1981; Golombok et al. 1983), Intelligenz (Kirkpatrick et al. 1981), Selbstwert (Huggins 1989; Wainright et al. 2004; Bos und Sandfort 2010; Vanfraussen et al. 2002), soziale Kompetenzen (Bos und Sandfort 2010), Substanzmittelgebrauch (Wainright und Patterson 2006), delinquentes Verhalten (Wainright und Patterson 2006), Kontakt zu Gleichaltrigen (Green et al. 1986) und Schulleistungen (Wainright et al. 2004).

Nur wenige Studien bringen Unterschiede hervor wie beispielsweise eine bessere allgemeine Einschätzung der Gesundheit, des generellen Verhaltens der Kinder, des familiären Zusammenhalts (Crouch et al. 2014) und des Selbstwertes (Becker-Stoll und Beckh 2009). Darüber hinaus berichten Jugendliche von lesbischen Müttern mit ihrer Schule verbundener zu sein, eine engere Beziehung zu anderen Schülern zu haben sowie sich sicherer und glücklicher zu fühlen als Gleichaltrige aus heterosexuellen Familien (Wainright et al. 2004). Allerdings nutzen sie bei Mobbing deutlich seltener schulische Unterstützungsangebote (Rivers et al. 2008). Des Weiteren weisen Kinder aus lesbischen Familien, die mit Hilfe einer Samenspende gezeugt wurden, nach Einschätzung ihrer Lehrer mehr Aufmerksamkeitsprobleme auf als eine Vergleichsgruppe von Kindern aus heterosexuellen Familien (Vanfraussen et al. 2002).

Regnerus (2012) und Sullins (2015) bescheinigen Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien eine insgesamt schlechtere Anpassung hinsichtlich emotionaler Probleme, Verhaltensprobleme, physischer Gesundheit und zahlreicher weiterer Variablen. Allerdings existieren in beiden Studien methodische Mängel, welche die Schlussfolgerung, die Entwicklung von Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien sei grundsätzlich schlechter, erheblich in Frage stellt (Gates et al. 2012).

Insgesamt zeigt der Vergleich von Kindern und Jugendlichen aus gleichgeschlechtlichen und verschiedengeschlechtlichen Familien, dass beide Familienformen Kontexte bieten, die eine gesunde Entwicklung von Kindern ermöglichen. Nicht die sexuelle Orientierung der Eltern ist ausschlaggebend, sondern die Qualität der familialen Beziehungen. Jugendliche, deren Eltern über eine gute Beziehung berichten, zeigen seltener delinquentes Verhalten und einen geringeren Konsum von Substanzmitteln sowie eine insgesamt bessere Anpassung in der Schule (Wainright und Patterson 2006; Wainright et al. 2004). Zudem wirken sich eine hohe Verbundenheit zum leiblichen Elternteil, eine größere Partnerschaftszufriedenheit, ein geringerer elterlicher Stress und der Einsatz von adäquaten Erziehungsmethoden positiv auf die psychische Anpassung der Kinder aus (Farr et al. 2010; Golombok et al. 2014). Im Gegensatz dazu gehen eine emotional unsichere und durch geringe Verbundenheit gekennzeichnete Eltern-Kind-Beziehung sowie häufige elterliche Konflikte mit einer insgesamt geringeren psychischen Anpassung der Kinder und Jugendlichen einher. Sie schneiden schlechter im Hinblick auf Depressivität, Aggressivität, somatische Beschwerden und Selbstwert ab als Kinder und Jugendliche, die über eine bessere Eltern-Kind-Beziehung berichten (Becker-Stoll und Beckh 2009). Auch elterlicher Stress und tendenziell aggressives Maßregeln begünstigen Hyperaktivitäts- und Aufmerksamkeitsprobleme sowie externalisierende Verhaltensauffälligkeiten wie ein Vergleich von Adoptivkindern von Frauen-, Männer- und verschiedengeschlechtlichen Paaren zeigt (Golombok et al. 2014). Inwieweit sich die (Un-)Kenntnis über die Identität des Spenders auf die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen auswirkt, ist bisher unzureichend erforscht. Bos und Gartrell (2011) stellen keine Unterschiede in der Entwicklung von Kindern mit einem bekannten und einem noch unbekannten Spender fest. Kinder und Jugendliche, die mit Hilfe eines unbekannten Spenders gezeugt werden und die mehr über ihren Spender erfahren wollen, unterscheiden sich nicht hinsichtlich des Selbstwertes, der psychischen Anpassung und der Eltern-Kind-Beziehung von jenen Kindern, die daran kein Interesse haben (Vanfraussen et al. 2003b).

2.3.2 Geschlechtsrollenverhalten, sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität

Häufig genannte Befürchtungen der Kritiker gleichgeschlechtlicher Lebensweisen zielen auf die Frage ab, ob durch das Aufwachsen in gleichgeschlechtlichen Beziehungen die sexuelle Identität der Kinder beeinflusst wird. Die Frage nach der sexuellen Identität ist in diesem Forschungskontext kritisch zu sehen, da sie häufig heteronormativ geprägt und damit auch wertend im Sinne von ‚gut‘ oder ‚normal‘ ist. Kinder aus Regenbogenfamilien werden in der öffentlichen Diskussion häufig dann als ‚normal‘ entwickelt angesehen, wenn sie sich später als heterosexuell

einstufen, eine Identität ausbilden, die mit dem biologischen Geschlecht übereinstimmt und sich entsprechend dem kulturellem Bild eines Mädchens/einer Frau bzw. eines Jungen/Mannes verhalten. Abweichungen werden nur soweit akzeptiert, wie sie auch der Auftretenswahrscheinlichkeit unter Kindern und Jugendlichen aus heterosexuellen Partnerschaften entsprechen. Dabei wird übersehen, dass dies natürliche Varianten der geschlechtlichen Entwicklung sind.³

Bisherige Studien zur Geschlechtsidentität von Kindern und Jugendlichen aus lesbischen Familien zeigen, dass diese eine ihrem biologischen Geschlecht entsprechende Identität ausbilden, sich als typische Vertreter ihres Geschlechts wahrnehmen, damit zufrieden sind und nicht den Wunsch äußern, dem anderen Geschlecht anzugehören (Kirkpatrick et al. 1981; Golombok et al. 1983; Green et al. 1986; Bos und Sandfort 2010). Auch in Bezug auf die sexuelle Orientierung können nur wenige Unterschiede festgestellt werden. Die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus Regenbogenfamilien identifiziert sich als heterosexuell und unterscheidet sich darin nicht von Gleichaltrigen aus heterosexuellen Familien (Golombok und Tasker 1996; Huggins 1989; Gottman 1989; Bailey et al. 1995; Gartrell et al. 2011). Darüber hinaus berichtet ein Teil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen – sowohl aus gleichgeschlechtlichen wie auch aus heterosexuellen Familien – sich auch sexuell vom gleichen Geschlecht angezogen zu fühlen oder gleichgeschlechtliche sexuelle Fantasien oder romantische Gefühle zu haben (Golombok und Tasker 1996; Gottman 1990). Inkonsistente Befunde ergeben sich vor allem im Hinblick auf gleichgeschlechtliche sexuelle Erfahrungen. Obwohl sich Töchter lesbischer Mütter nicht häufiger von Personen des gleichen Geschlechts angezogen fühlen als die heterosexueller Mütter, berichten sie zunächst häufiger über sexuelle gleichgeschlechtliche Erfahrungen (Golombok und Tasker 1996; Gartrell et al. 2011). Golombok und Tasker (1996) sowie Biblarz und Stacey (2010) begründen die Unterschiede damit, dass Töchter aus lesbischen Familien aufgrund ihres Elternhauses weniger Scheu haben, homoerotische Erfahrungen zu sammeln. Eine jüngere Studie mit der 7. Welle des National Survey of Family Growth (NSFG) kann jedoch nicht mehr zeigen, dass 17-jährige Mädchen aus geplanten lesbischen Familien im Vergleich zu ihren Altersgenossinnen häufiger sexuelle gleichgeschlechtliche Erfahrungen machen (Gartrell et al. 2012b). Dies ist möglicherweise der Tatsache geschuldet, dass Mädchen aus heterosexuellen Familien inzwischen offener im Hinblick auf gleichgeschlechtliche Erfahrungen sind (Gartrell et al. 2012b) bzw. diese häufiger berichten.

Kinder und Jugendliche aus Regenbogenfamilien weisen darüber hinaus ein für ihr Geschlecht typisches Verhalten auf. Sie bevorzugen geschlechtstypische Aktivitäten und Spielzeuge, verfügen über ein detailliertes Wissen hinsichtlich geschlechtstypischen Verhaltens und unterscheiden sich diesbezüglich nicht von Gleichaltrigen

³Die Forschung zur geschlechtlichen Entwicklung bezieht sich überwiegend auf die genannten Aspekte (sexuelle Orientierung, Geschlechtsrollenverhalten und Geschlechtsidentität), da diese am häufigsten im Zusammenhang mit Befürchtungen im Kontext von Regenbogenfamilien genannt werden.

aus heterosexuellen Familien (Kirkpatrick et al. 1981; Golombok et al. 1983, 2003, 2014; Goldberg et al. 2012; Hoeffler 1981; Farr et al. 2010; Fulcher et al. 2008). Lediglich die Studie von Green et al. (1986) bescheinigt Mädchen lesbischer Mütter ein weniger ihrem eigenen Geschlecht entsprechendes Rollenverhalten. MacCallum und Golombok (2004) stellen fest, dass sich Jungen von lesbischen Müttern und alleinerziehenden heterosexuellen Müttern nicht hinsichtlich ihrer Maskulinität unterscheiden, dafür aber mehr feminine Persönlichkeitseigenschaften aufweisen. Kinder aus Regenbogenfamilien stehen zudem weniger unter elterlichem Druck, sich geschlechtsrollenkonform zu verhalten (Bos und Sandfort 2010). Sie werden von ihren lesbischen Müttern häufiger dazu ermutigt, Aktivitäten durchzuführen und Spielzeuge zu benutzen, die auch mit dem anderen Geschlecht assoziiert sind (Hoeffler 1981). Unabhängig von der sexuellen Orientierung der Eltern zeigen Kinder im Vorschulalter weniger geschlechtsstereotype Berufswünsche, wenn ihre Eltern die beruflichen und kindbezogenen Tätigkeiten egalitärer aufteilen (Fulcher et al. 2008). Hingegen wirkt sich die An- oder Abwesenheit eines männlichen Geschlechtsrollenmodells im Leben des Kindes nicht auf das Geschlechtsrollenverhalten der Jugendlichen aus (Bos et al. 2012).

2.3.3 Kontakt zu Gleichaltrigen und Diskriminierungserfahrungen

Die bisherige Datenlage belegt, dass Kinder aus Regenbogenfamilien sozial gut integriert sind. Sie unterscheiden sich nicht in der Qualität ihrer Beziehungen zu Gleichaltrigen, der Anzahl der Freunde, der Anwesenheit eines besten Freundes und der Unterstützung durch Freunde. Sie sind innerhalb ihres Freundeskreises sowohl in der Fremd- als auch in der Selbstwahrnehmung beliebt (Wainright und Patterson 2008; Green et al. 1986). Die Freunde des Kindes sowie der überwiegende Teil des sozialen Umfelds sind über die sexuelle Orientierung der Eltern informiert (Rupp und Dürnberger 2009; Gartrell et al. 2012a), weshalb die Heranwachsenden ihre Familiensituation nicht verheimlichen müssen. Zusammenfassend hat sich gezeigt, dass nicht die Familienform, sondern eine enge Beziehung des Kindes zu seinen Eltern ausschlaggebend für das Verhältnis des Kindes zu Gleichaltrigen ist (Wainright und Patterson 2008).

Kinder und Jugendliche aus Regenbogenfamilien werden nicht häufiger als Gleichaltrige aus heterosexuellen Familien angefeindet oder diskriminiert (Tasker und Golombok 1995; Wainright und Patterson 2006; Rivers et al. 2008). Nationale wie internationale Studien belegen allerdings, dass Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen aufgrund der sexuellen Orientierung ihrer Eltern Lebensrealität von Kindern aus Regenbogenfamilien sind, wenngleich es länderspezifische Unterschiede gibt (Bos et al. 2008b; Crouch et al. 2014; Gartrell et al. 2012a; Gershon et al. 1999; Wainright und Patterson 2006; Becker-Stoll und Beckh 2009). In Deutschland berichtet fast jeder zweite Jugendliche aus einer gleichgeschlechtlichen Familie über solche Erfahrungen. Diese finden hauptsächlich im schulischen Kontext statt, gehen in der Regel von Gleichaltrigen aus und zeigen sich meist in Form von Beschimpfungen oder Ausgrenzungen (Becker-Stoll und Beckh 2009). Die Kinder befürchten und erleben zum Teil, dass ihre Eltern und ihre Familienform aufgrund der Abweichung von der Hetero-Norm von Gleichaltrigen wie auch Lehr-

kräften abgewertet werden (Streib-Brzic und Quadflieg 2011; Bos und van Balen 2008). Diskriminierungserfahrungen stellen einen Risikofaktor für die Entwicklung dieser Kinder und Jugendlichen dar. Ein höheres Ausmaß an Diskriminierungen geht mit einer insgesamt schlechteren psychischen Gesundheit einher. Des Weiteren zeigen sich Zusammenhänge mit internalisierendem Problemverhalten wie bspw. Ängstlichkeit und Depression, somatischen Beschwerden, Hyperaktivität, niedrigerem Selbstwert und stärkeren Verhaltensproblemen (Crouch et al. 2014; Sullins 2015; Gartrell und Bos 2010; Becker-Stoll und Beckh 2009; Gershon et al. 1999; Bos und van Balen 2008; Bos et al. 2013). Obwohl sich Diskriminierungserfahrungen auf die psychische Anpassung der Kinder und Jugendlichen auswirken und Risikofaktoren darstellen, liegen ihre Werte innerhalb des Normbereichs und sind häufig mit jenen aus Kernfamilien vergleichbar (Becker-Stoll und Beckh 2009; Gartrell und Bos 2010; Bos et al. 2013). Dies lässt auf das Vorhandensein von Schutzfaktoren schließen, welche die Wirkung der Diskriminierung und Stigmatisierung abschwächen oder gar nivellieren. Als schützend erweisen sich bisher die Teilhabe der Mütter in der lesbisch-schwulen Community, LGBT-Curricula an Schulen (Bos et al. 2008a), ein häufiger Kontakt zu Kindern aus anderen Regenbogenfamilien (Bos und van Balen 2008), das bewusste Treffen von Entscheidungen als Copingstrategien (Gershon et al. 1999) sowie eine emotionale sichere Beziehung zum leiblichen Elternteil (Becker-Stoll und Beckh 2009). Während bei van Gelderen et al. (2012) eine gute Beziehung zu Gleichaltrigen und der Familie protektive Wirkung auf die psychische Anpassung und die Lebenszufriedenheit haben, beeinflussen diese Faktoren in der Studie von Bos und van Balen (2008) nur das Selbstwertgefühl, nicht aber die psychische Anpassung.

3 Fazit und Ausblick

Trotz der Vielfalt an Regenbogenfamilien hinsichtlich ihrer Entstehungsgeschichte, ihrer Zusammensetzung sowie ihrer Elternschafts- und Familienkonzepte haben die meisten von ihnen gemeinsam, dass sie verstärkt eine soziale Konstruktion von Familie (Dalton und Bielby 2000) nutzen. Im Gegensatz dazu haben die genetische/leibliche Verbindung sowie die rechtliche Ausgestaltung der Elternschaft oft weniger Bedeutung für das Verständnis von und den Alltag als Familie. Die unzulängliche Abbildung von sozialer Elternschaft und Mehrelternschaft im deutschen Recht (Dethloff und Timmermann 2017) erfordert von den Familien eine besondere Herstellungsleistung jenseits rechtlicher Regelungen. Einen ersten Anfang hin zur rechtlichen Berücksichtigung sozialer Elternteile stellen die Empfehlungen des Arbeitskreises Abstammungsrecht beim Bundesministerium für Justiz und Verbraucherschutz dar (BMJV 2017). Doch auch für die Zukunft wird relevant sein, ob und wie Personen wie z. B. die Eizellspenderin oder die Leihmutter jenseits rechtlicher Anerkennung in die Familie integriert werden. Hier kann die Forschung zu Regenbogenfamilien auch einen wichtigen Beitrag zum Kenntnisstand über andere Familienformen leisten, da an deren Befunden deutlich wird, wie auch jenseits von Geschlechtskategorien, rechtlichen Regelungen und bekannten Rollenkonzepten

Familie im Alltag hergestellt wird. Die nationale wie internationale Forschung kann bestätigen, dass nicht die Familienform an sich, sondern die Familienbiografie sowie die Qualität der familialen Beziehungen ausschlaggebend für die Entwicklung und das Wohlbefinden der Kinder sind. Daher sollten zukünftige Projekte mehr auf eine Differenzierung verschiedenster Regenbogenfamilien achten bzw. familienformübergreifende Bedingungen für ein gelingendes Aufwachsen von Kindern in den Familien fokussieren. Erheblicher Forschungsbedarf besteht weiter auch im Bereich der Väterforschung sowie in längsschnittlich angelegten Studien.

Über die Autorinnen

Buschner, Andrea, Dr., Dipl.-Soziologin, Referentin am Bayerischen Landesamt für Statistik, ehemalige wissenschaftliche Mitarbeiterin am Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb); Forschungsschwerpunkte . . .

Buschner, Andrea, Dr., Dipl.-Soziologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb); Forschungsschwerpunkte: familiäre Vielfalt, gleichgeschlechtliche Lebensweisen und Regenbogenfamilien, Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit;

Bergold, Pia, Dipl.-Psychologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb); Forschungsschwerpunkte: Gleichgeschlechtliche Lebensweisen, Familien mit multipler Elternschaft, Familienbildung

Literatur

- Bailey, J. M., Bobrow, D., Wolfe, M., & Mikach, S. (1995). Sexual orientation of adult sons of gay fathers. *Developmental Psychology*, 31, 124–129.
- Becker-Stoll, F., & Beckh, K. (2009). Die Entwicklung der Kinder – Ergebnisse der entwicklungspsychologischen Teilstudie. In M. Rupp (Hrsg.), *Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften* (S. 233–280). Köln: Bundesanzeiger.
- Beeson, D. R., Jennings, P. K., & Kramer, W. (2011). Offspring searching for their sperm donors: How family type shapes the process. *Human Reproduction*, 26, 2415–2424.
- Bennett, S. (2003). Is there a primary mom? *Child and Adolescent Social Work Journal*, 20, 159–173.
- Bergold, P., & Buschner, A. (2017). Kinder aus Regenbogenfamilien. Ergebnisse der BMJ-Studie. *Frühe Kindheit*, 4, 6–15.
- Bergold, P., Buschner, A., & Haag, C. (2015). Entscheidungsprozesse in der Familiengenesse bei gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. In B. Mayer-Lewis & M. Rupp (Hrsg.), *Der unerfüllte Kinderwunsch* (S. 161–186). Opladen: Barbara Budrich.
- Biblarz, T. J., & Stacey, J. (2010). Ideal families and social science ideals. *Journal of Marriage and Family*, 72, 41–44.
- Blumer, H. (1969). The methodological position of symbolic interactionism. In H. Blumer (Hrsg.), *Symbolic interactionism, perspective and method* (S. 1–60). Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- BMJV (Bundesministerium für Justiz und Verbraucherschutz). (2017). *Arbeitskreis Abstammungsrecht*. Köln: Bundesanzeiger.
- Bos, H., & Sandfort, T. G. M. (2010). Children's gender identity in lesbian and heterosexual two-parent families. *Sex Roles*, 62, 114–126.

- Bos, H., Goldberg, N., van Gelderen, L., & Gartrell, N. (2012). Adolescents of the U.S. National Longitudinal Lesbian Family Study: Male role models, gender role traits, and psychological adjustment. *Gender & Society*, 26, 603–638.
- Bos, H., Gartrell, N., & van Gelderen, L. (2013). Adolescents in lesbian families. *Journal of Gay and Lesbian Social Services*, 25, 121–140.
- Bos, H. M. W., & Gartrell, N. K. (2011). Adolescents of the US National Longitudinal Lesbian Family Study: the impact of having a known or an unknown donor on the stability of psychological adjustment. *Human Reproduction*, 26, 630–637.
- Bos, H. M. W., & van Balen, F. (2008). Children in planned lesbian families: Stigmatisation, psychological adjustment and protective factors. *Culture, Health & Sexuality*, 10, 221–236.
- Bos, H. M. W., Gartrell, N. K., Peyser, H., & van Balen, F. (2008a). The USA National Longitudinal Lesbian Family Study (NLLFS): Homophobia, psychological adjustment, and protective factors. *Journal of Lesbian Studies*, 12, 455–471.
- Bos, H. M. W., Gartrell, N. K., van Balen, F., Peyser, H., & Sandfort, T. G. M. (2008b). Children in planned lesbian families: A cross-cultural comparison between the United States and the Netherlands. *The American Journal of Orthopsychiatry*, 78, 211–219.
- Brewaeyns, A., Ponjaert, I., van Hall, E. V., & Golombok, S. (1997). Donor insemination: Child development and family functioning in lesbian mother families. *Human Reproduction*, 12, 1349–1359.
- Brown, R., & Perlesz, A. (2008). Not the „other“ mother. *Journal of GLBT Family Studies*, 3, 267–308.
- Buschner, A. (2013). Die Umsetzung des Kinderwunsches bei gleichgeschlechtlichen Paaren und deren anschließende Übernahme von elterlichen Rollen. In G. Maio, T. Eichinger & C. Bozarro (Hrsg.), *Kinderwunsch und Reproduktionsmedizin* (S. 426–447). Freiburg/München: Karl Alber.
- Buschner, A. (2014). *Die Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare in Deutschland*. Bamberg: University of Bamberg Press.
- Buschner, A. (2015). Rechtliche und soziale Elternschaft in Regenbogenfamilien. *Neue Zeitschrift für Familienrecht*, 2, 1103–1107.
- Buschner, A., & Bergold, P. (2017). Regenbogenfamilien in Deutschland. In P. Bergold, A. Buschner, B. Mayer-Lewis & T. Mühling (Hrsg.), *Familien mit multipler Elternschaft* (S. 143–172). Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Carneiro, F. A., Tasker, F., Salinas-Quiroz, F., Leal, I., & Costa, P. A. (2017). Are the fathers alright? *Frontiers in Psychology*, 8, 1636. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2017.01636>.
- Cherlin, A. (1978). Remarriage as an incomplete institution. *American Journal of Sociology*, 84, 634–650.
- Ciano-Boyce, C., & Shelley-Sireci, L. (2002). Who is mommy tonight? *Journal of Homosexuality*, 43, 1–13.
- Colonna, R. J. (2013). „We are both her mothers and I want the world to know that“: Parent term selection among lesbian co-parents with children conceived through donor insemination. In P. N. Claster & S. L. Blair (Hrsg.), *Visions of the 21st century family. Transforming structures and identities* (S. 77–104). Bingley: Emerald Group Publishing.
- Craig, L. (2006). Does father care mean fathers share? *Gender & Society*, 20, 259–281.
- Crouch, S. R., Waters, E., McNair, R., Power, J., & Davis, E. (2014). Parent-reported measures of child health and wellbeing in same-sex parent families: A cross-sectional survey. *BMC Public Health*, 14, 635. <https://doi.org/10.1186/1471-2458-14-635>.
- Dahrendorf, R. (1965). *Homo sociologicus* (1. Aufl. 1958). Köln/Opladen: Westdeutscher.
- Dalton, S. E., & Bielby, D. D. (2000). „That’s our kind of constellation“: Lesbian mothers negotiate institutionalized understandings of gender within the family. *Gender & Society*, 14, 36–61.
- Dethloff, N., & Timmermann, A. (2017). Multiple Elternschaft – Familienrecht und Familienleben im Spannungsverhältnis. In P. Bergold, A. Buschner, B. Mayer-Lewis & T. Mühling (Hrsg.), *Familien mit multipler Elternschaft* (S. 173–194). Leverkusen/Opladen: Budrich Barbara.

- Downing, J. B., & Goldberg, A. E. (2011). Lesbian mothers' construction of the division of paid and unpaid labor. *Feminism and Psychology, 21*, 100–120.
- Esser, H. (1990). „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“. *Zeitschrift für Soziologie, 19*, 231–247.
- Farr, R. H., Forssell, S. L., & Patterson, C. J. (2010). Parenting and child development in adoptive families. *Applied Developmental Science, 14*, 164–178.
- Finch, J. (2007). Displaying families. *Sociology, 41*, 65–81.
- Fulcher, M., Sutfin, E. L., & Patterson, C. J. (2008). Individual differences in gender development. *Sex Roles, 58*, 330–341.
- Gartrell, N., & Bos, H. (2010). US National Longitudinal Lesbian Family Study: Psychological adjustment of 17-year-old adolescents. *Pediatrics, 126*, 28–36.
- Gartrell, N., Bos, H. M. W., Peyser, H., Deck, A., & Rodas, C. (2012a). Adolescents with lesbian mothers describe their own lives. *Journal of Homosexuality, 59*, 1211–1229.
- Gartrell, N. K., Bos, H. M. W., & Goldberg, N. G. (2011). Adolescents of the U.S. National Longitudinal Lesbian Family study: Sexual orientation, sexual behavior, and sexual risk exposure. *Archives of Sexual Behavior, 40*, 1199–1209.
- Gartrell, N. K., Bos, H. M. W., & Goldberg, N. G. (2012b). New trends in same-sex sexual contact for American adolescents? *Archives of Sexual Behavior, 41*, 5–7.
- Gates, G. J., et al. (2012). Letter to the editors and advisory editors of social science research. *Social Science Research, 41*, 1350–1351.
- Gato, J., Santos, S., & Fontaine, A. M. (2017). To have or not to have children? *Sexuality Research & Social Policy, 14*, 310–323.
- Gelderen, L. van, Gartrell, N. N., Bos, H. M. W., & Hermanns, J. M. A. (2012). Stigmatization and promotive factors in relation to psychological health and life satisfaction of adolescents in planned lesbian families. *Journal of Family Issues, 34*, 809–827.
- Gershon, T. D., Tschann, J. M., & Jemerin, J. M. (1999). Stigmatization, self-esteem, and coping among the adolescent children of lesbian mothers. *Journal of Adolescent Health, 24*, 437–445.
- Goldberg, A. E., & Gartrell, N. (2014). LGB-Parent families: The current state of research. In J. B. Benson (Hrsg.), *Advances in child development and behavior* (S. 57–88). Waltham: Academic.
- Goldberg, A. E., & Perry-Jenkins, M. (2007). The division of labor and perceptions of parental roles: Lesbian couples across the transition to parenthood. *Journal of Social and Personal Relationships, 24*, 297–318.
- Goldberg, A. E., Kashy, D. A., & Smith, J. Z. (2012). Gender-typed play behavior in early childhood: Adopted children with lesbian, gay, and heterosexual parents. *Sex Roles, 67*, 503–515.
- Golombok, S. (2015). *Modern families*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Golombok, S., & Tasker, F. (1996). Do parents influence the sexual orientation of their children? *Developmental Psychology, 32*, 3–11.
- Golombok, S., Spencer, A., & Rutter, M. (1983). Children in lesbian and single-parent households: Psychosexual and psychiatric appraisal. *Journal of Child Psychology and Psychiatry, 24*, 551–572.
- Golombok, S., Perry, B., Burston, A., Murray, C., Mooney-Somers, J., Stevens, M., & Golding, J. (2003). Children with lesbian parents. *Developmental Psychology, 39*, 20–33.
- Golombok, S., Mellish, L., Jennings, S., Casey, P., Tasker, F., & Lamb, M. E. (2014). Adoptive gay father families: Parent-child relationships and children's psychological adjustment. *Child Development, 85*, 456–468.
- Gottman, J. (1989). Children of gay and lesbian parents. *Marriage & Family Review, 14*, 177–196.
- Gottman, J. (1990). Homosexuality and family relations. Children of gay and lesbian parents. In F. W. Bozett & M. B. Sussman (Hrsg.), *Homosexuality and family relations* (S. 177–196). New York: Harrington Park.
- Green, R., Mandel, J. B., Hotvedt, M. E., Gray, J., & Smith, L. (1986). Lesbian mothers and their children. *Archives of Sexual Behavior, 15*, 167–184.
- Haag, C. (2016). *Emergence of a new type of family?* Bamberg: University of Bamberg Press.

- Hayman, B., & Wilkes, L. (2017). De novo families: Lesbian motherhood. *Journal of Homosexuality*, 64, 577–591.
- Herrmann-Green, L. K., & Herrmann-Green, M. (2008). Familien mit lesbischen Eltern in Deutschland. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 21, 319–340.
- Hoeffer, B. (1981). Children's acquisition of sex-role behavior in lesbian-mother families. *American Journal of Orthopsychiatry*, 51, 536–544.
- Huggins, S. L. (1989). A comparative study of self-esteem of adolescent children of divorced lesbian mothers and divorced heterosexual mothers. *Journal of Homosexuality*, 18, 123–135.
- Jadva, V., Freeman, T., Kramer, W., & Golombok, S. (2009). The experiences of adolescents and adults conceived by sperm donation: Comparisons by age of disclosure and family type. *Human Reproduction*, 24, 1909–1919.
- Jurczyk, K. (2014). Familie als Herstellungsleistung. In K. Jurczyk, A. Lange & B. Thiessen (Hrsg.), *Doing family* (S. 50–70). Weinheim/Basel: Beltz/Juventa.
- Jurczyk, K., Schier, M., Szymenderkowski, P., Lange, A., & Voß, G. G. (2009). *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie*. Berlin: edition sigma.
- Kirkpatrick, M., Smith, C., & Roy, R. (1981). Lesbian mothers and their children: A comparative survey. *The American Journal of Orthopsychiatry*, 51, 545–551.
- Lynch, J. M., & Murray, K. (2000). For the love of the children: The coming out process for lesbian and gay parents and stepparents. *Journal of Homosexuality*, 39, 1–24.
- MacCallum, F., & Golombok, S. (2004). Children raised in fatherless families from infancy. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 45, 1407–1419.
- Parys, H. van, Provoost, V., Wyverkens, E., de Sutter, P., Pennings, G., & Buysse, A. (2016). Family communication about the donor conception: A multi-perspective qualitative study with lesbian parents and their children. *Qualitative Health Research*, 26, 1998–2008.
- Perlesz, A., Brown, R., McNair, R., Lindsay, J., Pitts, M., & de Vans, D. (2006). Lesbian family disclosure: Authenticity and safety within private and public domains. *Lesbian and Gay Psychology Review*, 7, 53–64.
- Perlesz, A., Power, J., Brown, R., McNair, R., Schofield, M., Pitts, M., Barrett, A., & Bickerdike, A. (2010). Organising work and home in same-sex parented families: Findings from the work love play study. *The Australian and New Zealand Journal of Family Therapy*, 31, 374–391.
- Peuckert, R. (2012). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Springer VS.
- Regnerus, M. (2012). How different are the adult children of parents who have same-sex relationships? *Social Science Research*, 41, 752–770.
- Riskind, R. G., & Patterson, C. J. (2010). Parenting intentions and desires among childless lesbian, gay, and heterosexual individuals. *Journal of Family Psychology*, 24, 78–81.
- Rivers, I., Poteat, V. P., & Noret, N. (2008). Victimization, social support, and psychosocial functioning among children of same-sex and opposite-sex couples in the United Kingdom. *Developmental Psychology*, 44, 127–134.
- Rupp, M. (Hrsg.). (2009). *Die Lebenssituation von Kindern in Eingetragenen Lebenspartnerschaften*. Köln: Bundesanzeiger.
- Rupp, M., & Dürnberger, A. (2009). Regenbogenfamilien in Eingetragenen Lebenspartnerschaften. In M. Rupp (Hrsg.), *Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften* (S. 51–177). Köln: Bundesanzeiger.
- Somers, S., van Parys, H., Provoost, V., Buysse, A., Pennings, G., & de Sutter, P. (2017). How to create a family? *Sexual & Reproductive Healthcare: Official Journal of the Swedish Association of Midwives*, 11, 13–18.
- Statistisches Bundesamt. (2019). *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit – Haushalte und Familien* (Fachserie 1, Reihe 3). Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Streib-Brzic, U., & Quadflieg, C. (2011). *School is out?! Berlin: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität*.
- Sullins, D. P. (2015). Emotional problems among children with same-sex parents: Difference by definition. *British Journal of Education, Society and Behavioural Science*, 7, 99–120.
- Sullivan, M. (1996). Rozzie and Harriet? *Gender and Society*, 10, 747–767.

- Suter, E. A., Daas, K. L., & Bergen, K. M. (2008). Negotiating lesbian family identity via symbols and rituals. *Journal of Family Issues*, 29, 26–47.
- Tasker, F. (2013). Lesbian and gay parenting post-heterosexual divorce and separation. In A. E. Goldberg & K. R. Allen (Hrsg.), *LGBT-parent families. Innovations in research and implications for practice* (S. 3–20). New York: Springer.
- Tasker, F., & Golombok, S. (1995). Adults raised as children in lesbian families. *American Journal of Orthopsychiatry*, 65, 203–215.
- Tasker, F., & Granville, J. (2010). Die Perspektive des Kindes in lesbischen Familien. In D. Funcke & P. Thorn (Hrsg.), *Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern* (S. 429–452). Bielefeld: transcript.
- Vanfraussen, K., Ponjaert-Kristoffersen, I., & Brewaeys, A. (2002). What does it mean for youngsters to grow up in a lesbian family created by means of donor insemination? *Journal of Reproductive and Infant Psychology*, 20, 237–252.
- Vanfraussen, K., Ponjaert-Kristoffersen, I., & Brewaeys, A. (2003a). Family functioning in lesbian families created by donor insemination. *The American Journal of Orthopsychiatry*, 73, 78–90.
- Vanfraussen, K., Ponjaert-Kristoffersen, I., & Brewaeys, A. (2003b). Why do children want to know more about the donor? *Journal of Psychosomatic Obstetrics and Gynecology*, 24, 31–38.
- Wainright, J. L., & Patterson, C. J. (2006). Delinquency, victimization, and substance use among adolescents with female same-sex parents. *Journal of Family Psychology*, 20, 526–530.
- Wainright, J. L., & Patterson, C. J. (2008). Peer relations among adolescents with female same-sex parents. *Developmental Psychology*, 44, 117–126.
- Wainright, J. L., Russell, S. T., & Patterson, C. J. (2004). Psychosocial adjustment, school outcomes, and romantic relationships of adolescents with same-sex parents. *Child Development*, 75, 1886–1898.
- Walter, W., & Künzler, J. (2002). Parentales Engagement. Mütter und Väter im Vergleich. In N. F. Schneider & H. Matthias-Bleck (Hrsg.), *Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben* (S. 96–119). Opladen: Leske und Budrich.

Weiterführende Literatur

- Buschner, A., & Bergold, P. (2017). Regenbogenfamilien in Deutschland. In P. Bergold, A. Buschner, B. Mayer-Lewis & T. Mühling (Hrsg.), *Familien mit multipler Elternschaft* (S. 143–172). Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Goldberg, A. E., & Gartrell, N. (2014). LGB-parent families: The current state of research. In J. B. Benson (Hrsg.), *Advances in child development and behavior* (Bd. 46, S. 57–88). Waltham: Academic.
- Golombok, S. (2015). *Modern families*. Cambridge: Cambridge University Press.